

## 5. Praktizierter Glaube: Mit Gott unter den Menschen sein

Der letzte Vortrag dieser Reihe greift die Frage auf: Welche Auswirkungen hat unser Glaube auf das alltägliche Leben? Wer ist ein „praktizierender Christ“ / eine „praktizierende Christin“? Wer jeden Sonntag in die Kirche geht? Wer nach christlichen Wertvorstellungen und Geboten lebt - mit oder ohne Kirche? Was unterscheidet praktizierende Christenmenschen von anderen „anständigen“ Leuten – ob diese nun an einen Gott glauben oder nicht? Und wie können wir heute unseren Glauben leben, bezeugen, weitergeben in unserer Gesellschaft, die sich für Gott und uns Christen nicht mehr sehr interessiert - es sei denn, wir produzieren schlagzeilenträchtige Skandale oder man kann sich über den Papst aufregen.

Wir sind in den vorherigen Impulsen Kernfragen unseres Glaubens nachgegangen. Wir haben in den Blick genommen, wer Gott für uns ist, was Leben und Botschaft Jesu Christi für uns bedeuten. Und ich hoffe sehr, dass all das Ihnen geholfen hat, Ihren Glauben, Ihre Beziehung zu Gott aufzufrischen oder zu vertiefen. Aber was fangen wir jetzt damit an? Was bedeutet das für unseren Alltag?

Aus zwei Blickwinkeln möchte ich hier nach Antworten auf diese Fragen suchen.

Einen ersten Zugang finde ich in der folgenden Erzählung aus dem Johannes-Evangelium: Damals, nach Ostern, *„offenbarte sich Jesus den Jüngern noch einmal, am See von Tiberias, und er offenbarte sich in folgender Weise.*

*Simon Petrus, Thomas, genannt Didymus (Zwillings), Natanaël aus Kana in Galiläa, die Söhne des Zebedäus und zwei andere von seinen Jüngern waren zusammen.*

*Simon Petrus sagte zu ihnen: Ich gehe fischen. Sie sagten zu ihm: Wir kommen auch mit. Sie gingen hinaus und stiegen in das Boot. Aber in dieser Nacht fingen sie nichts.*

*Als es schon Morgen wurde, stand Jesus am Ufer.*

*Doch die Jünger wussten nicht, dass es Jesus war.*

*Jesus sagte zu ihnen: Meine Kinder, habt ihr keinen Fisch zu essen?*

*Sie antworteten ihm: Nein.*

*Er aber sagte zu ihnen:*

*Werft das Netz auf der rechten Seite des Bootes aus und ihr werdet etwas finden.*

*Sie warfen das Netz aus und konnten es nicht wieder einholen, so voller Fische war es.*

*Da sagte der Jünger, den Jesus liebte, zu Petrus: Es ist der Herr!*

*Als Simon Petrus hörte, dass es der Herr sei, gürtete er sich das Obergewand um, weil er nackt war, und sprang in den See.*

*Dann kamen die anderen Jünger mit dem Boot*

*- sie waren nämlich nicht weit vom Land entfernt, nur etwa zweihundert Ellen - und zogen das Netz mit den Fischen hinter sich her.*

*Als sie an Land gingen, sahen sie am Boden ein Kohlenfeuer und darauf Fisch und Brot liegen.*

*Jesus sagte zu ihnen: Bringt von den Fischen, die ihr gerade gefangen habt!*

*Da stieg Simon Petrus ans Ufer und zog das Netz an Land.*

*Es war mit hundertdreiundfünfzig großen Fischen gefüllt, und obwohl es so viele waren, zerriss das Netz nicht.*

*Jesus sagte zu ihnen: Kommt her und esst! Keiner von den Jüngern wagte ihn zu befragen: Wer bist du? Denn sie wussten, dass es der Herr war.*

*Jesus trat heran, nahm das Brot und gab es ihnen, ebenso den Fisch.“ (Joh 21,1-13)*

Die Jünger haben drei Jahre mit Jesus gelebt, hautnah erfahren, was er gesagt und getan hat; sie haben miterleben müssen, wie er umgebracht wurde und waren Zeugen seiner Auferstehung. Und dennoch stehen sie etwas ratlos und unbeholfen am See herum. Sie sind wieder in ihrem Alltag als Fischer angekommen und fragen sich wie wir: Und jetzt? Petrus sagt: „*Ich gehe fischen.*“ Das hat er gelernt, das kann er, was soll er auch sonst machen. Und die anderen schließen sich an: Na gut, wir kommen mit. Was jetzt kommt, ist eigentlich Routine, aber es funktioniert nicht: „*Aber in dieser Nacht fingen sie nichts.*“ Ein solcher Satz ist bei Johannes keine Zeitangabe, hier wird ein Zustand beschrieben: Nacht, Dunkelheit, Orientierungslosigkeit, kein Durchblick, keine klare Richtung. Da kommt nichts dabei heraus, da ist der Frust vorprogrammiert.

Was hier beschrieben wird, ist ein Zustand, den wir vielleicht ganz persönlich kennen; es ist vielleicht aber auch der Zustand der Gemeinde, für Johannes sein Evangelium schreibt. Und ich finde uns selbst darin wieder, zumindest Schlaglichter auf Stimmungen innerhalb der Kirche und im Verhältnis der Kirche zur Welt. Wir mühen uns ab - aber können wir wirklich etwas bewegen? Und ich vermute, dass durch die Jahrhunderte der Kirchengeschichte hindurch Christen zu jeder Zeit sich darin wiederfinden konnten. Das ist die eine Seite der Medaille.

Aber die Erzählung geht noch weiter: „*Als es schon Morgen wurde, stand Jesus am Ufer.*“ Auch das ist nicht nur eine Uhrzeit. Da fängt etwas an, sich aufzuhellen. Jesus steht am Ufer - er ist nicht bei ihnen im Boot - aber sie erkennen ihn nicht. Sie können ihm nichts anbieten, aber sie tun immerhin, was er ihnen vorschlägt. Sie versuchen es noch einmal mit dem Fischen und haben Erfolg. Langsam dämmert es ihnen, was hier abgeht. Und mit den Augen des Herzens erkennt der Lieblingsjünger: Es ist Jesus, der Herr. Sie bringen von den vielen Fischen, die sie auf sein Wort hin gefangen haben. Das Feuer, die Glut, wodurch die Fische erst schmackhaft und genießbar werden, hat Jesus angezündet, sie machen es nicht selbst.

Und das ist die andere Seite der Medaille: In der Morgendämmerung, dort wo die Nacht allmählich zum Tag wird, ist Jesus plötzlich da, unscheinbar und unerkannt. „*Und das Licht leuchtet in der Finsternis*“ (Joh 1,5) haben wir in Impuls 4 schon gehört - hier taucht diese Zusage wieder auf. Und ich kann nicht umhin, in der Glut des Feuers, auf dem sie ihre Fische braten, ein Zeichen für den Heiligen Geist zu sehen. Erst in der Kraft dieses Geistes, den Jesus für die Jünger und für uns bereithält, werden die Früchte ihrer / unserer Arbeit brauchbar und genießbar.

Und so finden wir in dieser Geschichte schon eine Menge Hinweise für unser Leben und unser Profil als Christinnen und Christen:

Christsein spielt sich - auch und gerade nach intensiven Glaubenserfahrungen - im banalen Alltag ab, wo wir unseren alltäglichen Geschäften und Verrichtungen nachgehen. Aber wir tun es im Blick und im Vertrauen auf Jesus, der immer mit dabei ist - mal unerkannt, mal mit den liebevollen Augen des Herzens erahnt oder erkannt. Aus dieser Beziehung heraus wird unser Handeln fruchtbar; und es wird noch einmal verwandelt durch den Geist, der immer schon für uns bereit ist. Dabei ist keiner der Jünger für sich allein. Gemeinsam brechen sie auf; zusammen erleben sie den Frust; miteinander ziehen sie die schweren Netze aus dem Wasser. Einer ergreift die Initiative zum Handeln, ein anderer erkennt Jesus am Ufer. Christsein gelingt nur in Gemeinschaft. Auch in diesem Sinne ist die Geschichte ein Bild für die Kirche im Großen und christliche Gemeinde vor Ort.

Einen zweiten Zugang zu unserer Frage nach dem praktizierten Christsein finde ich im 1. Petrusbrief (3,15-16). Dort heißt es: „... *heilig vielmehr in eurem Herzen Christus, den Herrn! Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die euch erfüllt; antwortet aber bescheiden und ehrfürchtig, denn ihr habt ein reines Gewissen, damit jene, die euren rechtschaffenen Lebenswandel in Christus in schlechten Ruf bringen, wegen ihrer Verleumdungen beschämt werden.*“

Das wurde Christen gesagt, die von ihrem Umfeld verachtet, angegriffen, ja verfolgt wurden. Unser Umfeld begegnet uns nicht mit Gewalt. Aber wir werden als Christen übersehen, belächelt, nicht ernst genommen, in die Bedeutungslosigkeit abgeschoben. Auch das kann auf Dauer mürbe machen, und wir können den Mut verlieren. Hat es da noch einen Sinn, zu seinem Glauben zu stehen, ihn gar zu bezeugen?

An dieser Stelle möchte ich einmal kurz über unseren Kirchturm hinaus blicken auf die Kirche in Frankreich. Dort ist die Säkularisierung, die Entkirchlichung und Verweltlichung der Gesellschaft noch weiter fortgeschritten als bei uns. Und so haben die dortigen Bischöfe schon vor Jahren ihren Gemeinden einen langen Brief geschrieben und damit einen interessanten Prozess angestoßen: „Proposer la foi“ heißt die Parole, „Den Glauben anbieten, vorschlagen in der modernen Gesellschaft.“ In diesem Brief schreiben die Bischöfe sinngemäß: Wir brauchen uns nicht zu verstecken, wir haben etwas anzubieten, worum andere uns beneiden. Wir finden in unserem Glauben, was andere mühsam suchen, wofür sie manchmal teuer bezahlen und es doch nicht finden. Wir müssen unseren Glauben nicht anpreisen wie Sauerbier; dazu ist er zu wertvoll. Aber wir können davon sprechen, was uns leben lässt: Zeugnis geben von der Hoffnung, die uns erfüllt.

Ich finde darin ein erfrischend gesundes Selbstbewusstsein, das auch uns gut tun würde. Auf diesem Hintergrund fordern die Bischöfe dazu auf, mit einigen Verhaltensmustern Schluss zu machen, die ohnedies nicht weiterhelfen: zu jammern und vergangenen Zeiten nachzutrauern; die Schuld für die Misere bei allen möglichen anderen zu suchen und jedenfalls einen Sündenbock zu brauchen; die Frohe Botschaft auf moralische Anweisungen zu beschränken und dabei zu übersehen, welche Freiheit darin liegt. Soweit der Ausflug über die Grenze.

Wenn wir aber reden wollen *von der Hoffnung, die uns erfüllt*, müssen wir uns natürlich zuerst selbst darüber klar werden. Vielleicht haben die Vorträge 1 bis 4 dazu beigetragen. Es gibt keine allgemeingültige Definition, aber das macht die Sache ja gerade spannend und interessant. Für mich kann ich sagen: Meine Hoffnung gründet sich darauf, dass ich an einen Gott glaube, der sich nicht zu schade ist, sein Leben mit mir / mit uns zu teilen, der mich annimmt, so wie ich bin und der eine Zukunft für mich hat, die stärker ist als der Tod.

Mit dieser Hoffnung - wie immer sie persönlich gedeutet und empfunden wird - müssten wir doch eigentlich ein leichtes Spiel haben in dieser Welt. Die Menschen müssten spüren: Ja es lohnt sich, Christ zu sein. Die Wahrnehmung ist aber eine andere. Da muss ich gar nicht Nietzsche bemühen, der gefordert hat, die Christen sollten erlöster aussehen. Ich erinnere mich noch gut an manche Gespräche mit Klassenkameraden, die mich heftig dafür bedauert haben, dass ich katholisch sei und es deswegen doch sehr schwer habe. Christ sein im Allgemeinen und katholisch sein im Besonderen musste in ihren Augen wohl etwas sehr Mühsames und Anstrengendes sein! Empfinden Sie das so? Ich hoffe nicht. Wir glauben doch an einen lebensfrohen Gott, und Jesus hat sich ausdrücklich angeboten, alle Last von unseren Schultern zu nehmen. Ich jedenfalls wünsche mir, dass diese Leichtigkeit des Glaubens deutlicher überkommt, wenn wir mit Gott unter die Menschen gehen.

Zum Schluss möchte ich noch einmal die eingangs gestellten Fragen aufgreifen und auf dem Hintergrund des eben Gesagten einige thesenartige Antworten versuchen. Was also zeichnet uns Christen aus, was ist praktiziertes Christentum?

Christen sind keine uniforme Massenware; jede und jeder Einzelne ist von Gott beim Namen gerufen (vgl. Jes 43,1), darf und soll ein ganz individuelles Profil entwickeln. In der Vielfalt spiegelt sich die Größe Gottes. Lebendige Kirche ist auf die unterschiedlichsten Begabungen angewiesen (vgl. 1 Kor 12) - auch wenn das oft zu Spannungen in den Gemeinden oder mit der sogenannten Amtskirche führt.

Christen suchen und gestalten Gemeinschaft untereinander. Losgelöst von Kirche ist Christsein auf Dauer nicht möglich.

Das schließt die gemeinsame Feier des Sonntags im Gottesdienst mit ein. Wie können wir Gott unter den Menschen bezeugen, wenn wir nicht untereinander und mit ihm in lebendiger Beziehung stehen?

Nach außen, in ihrem gesellschaftlichen Engagement sind Christen JA-Sager: sie sagen JA zu politischem, gesellschaftlichem und sozialem Engagement. Sie sagen JA zum Leben mit allen Facetten und treten entschieden dafür ein.

Gerade darum sind Christen aber auch NEIN-Sager! Sie sagen ein konsequentes NEIN zu allem, was dem Leben entgegensteht. Sie sagen NEIN zu allem, was die Würde des Menschen bedroht. Sie sagen NEIN, wo Gottes Schöpfung zerstört wird.

All das ist getragen von unserem Glauben an den, von dem wir unseren Namen ableiten: Jesus Christus. Wir verstehen uns wie er als Gesalbte, das heißt als Menschen, die mit Gottes Geist erfüllt sind. In der Kraft dieses Geistes stehen wir mitten im Leben; von diesem Geist bewegt sind wir mit Gott unter allen Menschen.

© Pfr. Walter Mückstein

